



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfalz, Franz: Dichterfreundinnen: 2. Karoline von Wolzogen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dichtersfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

2. Karoline von Wolzogen.



ie die feinen Abstufungen der Farben auf das leibliche Auge einen eigentümlichen Reiz ausüben, so haben die zarten, in einer bestimmten Richtung liegenden Übergänge im Seelenleben eine besondere Anziehungskraft für das innere Anschauen. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist Karoline von Wolzogen, Schillers Freundin, besonders interessant. Sie steht auf demselben Grunde des Denkens und Fühlens wie Frau von Stein, sie darbt in unerfüllter Sehnsucht, siegt, fehlt und büßt wie diese, aber ihr ganzes Wesen steht ein wenig tiefer im Schatten. Nicht infolge mangelnder Begabung. Karolinens Genialität war glänzender, produktiver, umfassender und mehr in die Weite wirkend als die Charlottens, aber es fehlte ihr die Klarheit des Denkens und die Festigkeit des Willens, die Goethes Freundin auszeichnete. Man hat sie nicht in dem Verdachte, daß sie die schönste Perle aus der Krone ihrer Weiblichkeit verloren habe, aber sie selbst war auch nicht, so wie die Stein in Weimar, die Perle eines ganzen Gesellschaftskreises. Nie kam sie zur Ruhe, weder innerlich noch äußerlich, weder in der Freude noch im Schmerze. Unstet eilt sie hierhin und dorthin, taucht bald hier, bald dort auf, bis sie endlich, nach schweren Schicksalsschlägen, als ein entblätterter und entästeter Stamm einsame poetische Herbstblüten treibt. Mehr noch als die Stein, zog die Lebensmüde im Alter mit religiöser Resignation die schöne Vergangenheit in eine ungeduldige Sehnsucht nach dem Jenseits zusammen. Aber sie hatte auch durch fromme Ergebung eine größere Summe von Verirrungen aufzuwiegen als die dem Einen und Einzigen getreue Weimarer Freundin.

Karolinens Wiege stand im Umkreise des Rudolstädter Hofes. An diesem war ihre Familie, die von Lengefeld, hochgeschätzt und aufrichtig geliebt. Ihr Vater, fürstlicher Oberlandjägermeister, verdiente das Vertrauen vollkommen, welches sein Herr auf ihn setzte. Er war ein Mann von Geist und Herz und in seinem Fache so tüchtig, daß ihm Friedrich der Große 6000 Reichsthaler Gehalt bot, wenn er in seine Dienste treten wollte; aber er blieb, weil ihn sein Fürst Johann Friedrich darum bat. Ihre Mutter, eine Geborne von Wurmb, umfaßte mit der ihr eignen Milde, Güte und Frömmigkeit ihre Familie und die fürstliche dazu. Kein Opfer war ihr zu schwer, kein Vorurteil band ihr edles Gemüt. Ihr Gemahl starb, als die Kinder, Karoline und Charlotte,

noch unerzogen und unverjort waren; zwölf Jahre nach seinem Tode wurde sie in Rudolstadt Erzieherin der Prinzessinnen Luise und Karoline, später Oberhofmeisterin, und sie blieb bis zu ihrem Tode in inniger Beziehung zu dem Hofe, der ihr ans Herz gewachsen war.

Wie die meisten kleinen Höfe Deutschlands war auch der Rudolstädter in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr einfach in allen seinen Lebensbedürfnissen, aber dabei gesellig und empfänglich für Bildung. Die Männer liebten die Jagd nebst einem tüchtigen Trunkte und machten im übrigen selten einen andern geistigen Anspruch als den der Biederkeit in Wort und That; aber die Frauen pflegten ruhig und stetig die feineren Gefühle der leutseligen Freundschaft, der echt menschlichen Teilnahme an allem Großen und Schönen und, wenn es Not that, auch der opferfreudigen Vaterlandsliebe. Gern schoben sie die steife Etikette beiseite, um der Sprache ihres Herzens in der Familie und im Freundeskreise Raum zu schaffen. Sie bildeten miteinander die holde Schar lebenswürdiger Gestalten, aus deren Mitte die Königin Luise von Preußen zu idealer weltgeschichtlicher Bedeutung emporstieg. Die Rudolstädter Fürstinnen und Prinzessinnen gehörten zu diesen Auserwählten. Schon im siebzehnten Jahrhundert begegnen wir unter den Gräfinnen von Schwarzburg-Rudolstadt einer tief gemütvollen Dichterin geistlicher Lieder, Amalia Juliana (gest. 1706). Von den fürstlichen Damen, die der Familie von Vengesehd nahe standen, zeichneten sich mehrere durch Kunstfönn und Herzensgüte aus. Vor allem Karoline, die Gemahlin des Erbprinzen Ludwig Friedrich (der 1793 zur Regierung kam und 1807 starb). Aus ihren Briefen spricht ein feingebildeter Geist und ein Charakter, der außerordentlich wohlthat. Wie herrlich setzt sie der Frau von Schiller auseinander, daß sie nie in eine Vermählung der Prinzessin Karoline, ihrer Schwägerin, mit dem Großfürsten Nikolaus von Rußland willigen werde, solange Religionswechsel die erste Bedingung sei! Sie reist nach Italien und bringt Kunstwerke mit, die Goethes Bewunderung erregen, sie umgiebt sich mit Engländern, um dem Hofe ein belebendes Element zuzuföhren, dabei plaudert sie traulich einfach und doch fürstlich mild mit allen, die ihrem Herzen nahe stehen. Auch die Prinzessin Karoline, später (seit 1799) die Gemahlin des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen, gehörte zu den kenntnisreichsten, feinführendsten und lebenswürdigsten der fürstlichen Frauen jener Zeit. Sie und ihre Schwester Luise, die sich 1796 mit dem Prinzen Konstantin von Hessen-Philippsthal vermählte, standen außerdem als Pflegebefohlene der Frau von Vengesehd mit der Familie derselben in naher Verbindung. Und das Beispiel der Frauen regte auch die Männer an, einen freundschaftlichen Verkehr mit dem Vengesehdschen Hause zu suchen. Der Erbprinz selbst und sein Bruder Karl waren den Schwestern für jede geistige Anregung dankbar.

Dies war der Hof, an dem Karoline von Wolzogen ihre Jugend verlebte,

den sie später in immer weitem, zuletzt bis Paris und Wien reichenden Kreisen umwanderte, zu dem sie aber nicht wieder zurückkehrte. Denn ihrem unruhigen, dem Neuen und Weiten zugewandten Geiste sagte das einförmige, still in sich geschlossene Leben an einem kleinen Fürstenhose nicht zu, und an die ruhigen, gemessenen fürstlichen Frauen knüpfte sie nie das Band eines innigeren Verhältnisses. Auch am Weimarer Hofe blieb sie lange eine Fremde, erst im hohen Alter suchte sie dort notgedrungen eine Stütze.

Karoline von Vengesehd war dreizehn Jahre alt, als ihr Vater starb; ihre Schwester Charlotte stand im neunten Jahre. Die Mutter erzog die Kinder mit derselben Sorgfalt weiter, die der Vater ihnen hatte angedeihen lassen. Als sie älter wurden, machte sie Pläne zu ihrer Versorgung. Für Karoline fand sich frühzeitig ein Bewerber, ein junger Herr von Beulwitz, der sich durch Rechtlichkeit, Kenntnisse und die Aussicht, am Hofe sein Glück zu machen, hinreichend empfahl. Schon in ihrem sechzehnten Jahre war Karoline in der Stille mit ihm verlobt, doch ward die Hochzeit erst für eine spätere Zeit in Aussicht genommen. Die jüngere Tochter sollte zur Hofdame erzogen werden. Namentlich um ihretwillen, der das Französische zu ihrem künftigen Berufe nötig war, beschloß die Mutter, sich mit den Kindern eine Zeit lang in der französischen Schweiz aufzuhalten. Im Frühling des Jahres 1783 führte sie die Reise aus. Der junge Beulwitz begleitete die Damen und machte dann einen Abstecher nach Lyon. Der Gegensatz der freien, weiten Welt zu dem von steifer Förmlichkeit und kleinlichen Interessen umschränkten Hofe*) that den jungen Gemütern außerordentlich wohl. Schon auf der Reise nach Bevey wurden alle Merkwürdigkeiten besichtigt und interessante Bekanntschaften gesucht. In Ludwigsburg verweilten die Reisenden einige Tage. Der Asperg wurde bestiegen, beim Kommandanten der Festung konnte der gefangene Schubart begrüßt werden, er entzückte die Damen durch sein Klavierspiel; in Gesellschaft der Frau von Wolzogen, die mit der Familie Vengesehd verwandt war, wurde den Eltern Schillers auf der Solitude ein Besuch abgestattet, die Söhne der Frau von Wolzogen, besonders Wilhelm, ließen es sich angelegen sein, die Damen in der Karlsakademie in Stuttgart herumzuführen. Diese ahnten nicht, daß sie fünf Jahre später mit Schiller selbst in die engste Verbindung treten würden. Schon auf der Rückreise im folgenden Jahre, 1784, machten sie in Mannheim flüchtig die Bekanntschaft des Dichters der „Räuber“ und wunderten sich, daß er „ein so sanftes Äußere haben könnte.“ Auf der Hinreise, in Stuttgart, machten die jungen Damen zunächst eine andre Eroberung. Wilhelm von Wolzogen, zur Zeit noch Bögling der Akademie, widmete den „Cousinen“ sogleich alle zärtlichen Empfindungen und alle Verehrung seines jungen Herzens. Waren sie

*) Unter Friedrich. Der Erbprinz Ludwig Friedrich, der in Übereinstimmung mit seiner Gemahlin Karoline und seinen Geschwistern dem Hofe ein geistigeres Gepräge gab, kam, wie oben bemerkt, erst 1793 zur Regierung.

doch die ersten weiblichen Wesen, die ihm, dem von der Welt abgeschlossenen, mit einer allgemeineren Teilnahme als der mütterlichen und schweesterlichen entgegen traten. Besonders Karoline that es ihm an, und ihr Hang zu Seelenfreundschaften trug nicht wenig dazu bei, daß die Begeisterung des jungen Mannes für sie bald einen immer wärmeren Ausdruck annahm. In Zürich lernten sie auch Lavater kennen, der mit alttestamentlicher Sozialität Mutter und Töchter in seinen weiten Freundeskreis aufnahm und alle drei zu lebhaftester Bewunderung hinriß. Als sie nach Hause zurückkehrten, war ihnen die Welt weiter geworden, große Bilder aus Natur- und Menschenleben erfüllten ihre Seelen, sie hatten die Gletscher berührt und mit bedeutenden Menschen Freundschaft geschlossen. Arm und eng und tot erschien ihnen nun das kleine Rudolstadt. Aber die Wärme ihres geistigen Lebens steigerte in ihnen das Bedürfnis, in Freundschaft und in Bewunderung des Großen einen Ersatz zu suchen.

1785 vermählte sich Karoline mit dem Rudolstädter Legationsrate Herrn von Veulwitz, einem Manne, für den sie dem Schicksale hätte zu Dank verpflichtet sein können. Denn er war aus feinerem Stoffe als die Hofleute älteren Schlages: ehrenhaft, rücksichtsvoll, bildsam, und er besaß außerdem die Weichheit und Nachgiebigkeit im ehelichen Verkehr, welche viele Männer jener Zeit charakterisirt und in den Stand setzte, auch die Seelenfreundschaften ihrer Gattinnen zu respektiren. Diese Seelenfreundschaften pflegte Karoline eifrig, selbst — in den Flitterwochen. Ihr Briefwechsel mit dem lieben Vetter, Wilhelm von Wolzogen, der nach seinem Austritte aus der Karlsakademie vom Herzog von Württemberg im Baufache verwendet und nach Paris geschickt wurde, nahm immer größere Wärme an. Man sieht sie durch die Zeilen hindurch an ihrem Schreibtische sitzen, die zierliche, 22jährige Hausfrau mit dem bänderreichen Morgenhäubchen auf dem vollen, dunkeln Haare, und in ehrbar mütterlichem Tone den feurigen Liebhaber in seine Schranken zurückweisen. Man sieht aber auch das von einem wehmütigen Lächeln maskirte Behagen an diesem Spiele mit Gefühlen. „Möchten Sie, mein lieber Freund — schreibt sie ihm im Dezember 1785 nach Stuttgart —, doch eine Seele finden, die Ihnen Ersatz für unsre Trennung gäbe! Sie sehen, ich glaube an das, was Sie mir sagten. An jemand, der mich nicht so ganz wie Sie verstünde, würde ich nicht so etwas, welches mir den Anschein von viel Eitelkeit giebt, schreiben, aber die innige Verbindung unsrer Seelen setzt uns über diese Armseligkeiten hinweg. Ich fühle, wie viel ich in Ihrem Umgange verliere, warum sollte ich scheinen wollen, als glaubte ich, Sie verlören garnichts? Auch ich fühle oft hier diese Leere des Herzens, dies Sehnen nach Umgang mit Seelen, die mich ganz fassen, sobald ich außer meinem Hause bin, und kann mir also denken, wie Ihnen zu Mute sein muß.“ Im Oktober 1786: „O es schmerzt mich tief, daß Sie meinen vorigen Brief so mißverstanden haben; sagen Sie, wie war es möglich, daß Sie es konnten? Ich fürchtete schon einigemal nach Ihren Briefen, daß

etwas Unruhiges, etwas Leidenschaftliches in Ihrer Anhänglichkeit an mich wäre, Ihr vorletzter Brief vermehrte meine Furcht. Ihre Freundschaft, der Gedanke, Ihnen etwas zu sein, Ihnen vielleicht durch meinen Rat und durch meine Mitempfindung und herzliche Liebe das Leben leichter zu machen, machte mich sehr glücklich. Aber, lieber Freund, wenn Ihnen diese Freundschaft für mich Unruhe machte, wenn Sie, noch unbekannt mit Ihrem eignen Herzen und den Verhältnissen gegen unser Geschlecht, sie zu einer Lebhaftigkeit aufkommen ließen, die Ihnen die Entfernung von mir so tief fühlen ließe, daß sie eine Trübe über Ihr Leben verbreitete — dies würde mich sehr traurig machen, da ich Ihr Glück über alles wünsche, und da einmal das Schicksal will, daß wir getrennt leben.“ Im März 1787: „Auch ich kenne nur ein Gefühl, das mich zu allen Menschen, zu einem mehr oder weniger, nachdem ich Eigenschaften des Geistes und Herzens bei ihm finde, zieht, es heißt mir auch Liebe. O ich konnte nie den fatalen, eingeschränkten Sinn leiden, den die meisten Menschen diesem Worte geben. Ein heiliges, reines Empfinden, das allem, was da liebenswürdig ist, allem, was schön ist, begegnet, dachte ich mir immer in dieses Wort, seit ich dachte und empfand. Liebe ist ein Funke der Gottheit in uns, er läutert, befestigt, erhöht unser ganzes Wesen. Liebe und Freundschaft ist mir, mir nach meiner individuellen Empfindung, eins.“ Vor der Leidenschaft glaubt sie sicher zu sein. Sie sei, sagt sie, schon in früher Jugend getäuscht worden und habe gelernt, ihr Herz nicht an einen Gegenstand zu hängen. „Ich sagte Ihnen, daß niemand Ihre Briefe sähe, und das hielt ich auch. Einige, in denen Sie über Bücher und andre gleichgiltige Dinge schrieben, sah Beulwitz. Es schien mir sehr natürlich, daß, da Sie ihn nicht genau kennen und er oft etwas Kaltes und Zurückhaltendes in seinem Wesen hat, wenn er nicht bei Laune ist, welches er eben nicht war, wie Sie ihn hier sahen, Sie nicht wünschten, daß er Ihre Briefe sehen möchte. Überhaupt ist es mein Grundsatz, daß eine Korrespondenz zwischen Personen, die sich wirklich dem Herzen nach etwas sind, bloß unter ihnen beiden bleiben muß. Niemand anders kann sich in die Eigenheit der Lage, die unter ihnen ist, versetzen, und er muß also vieles mißverstehen. Beulwitz ist ein sehr gerader, ehrlicher, edler und verständiger Mensch. Sein Charakter läßt ihn sehr selten tiefe Eindrücke aufnehmen, denn er ist leicht und mehr zum allgemeinen Wohlwollen gegen Leute, die um ihn sind, als zur besondern dauernden Anhänglichkeit gegen einzelne Menschen geneigt. Er hat völliges Zutrauen in meine Ehrlichkeit und in die Reinheit meines Herzens und beurteilt mich nicht falsch, obgleich unsre Gefühle über diesen Punkt verschieden sind, denn mein Herz ist starker Anhänglichkeit, ausschließender Liebe fähig und kann nicht mit allen Leuten sympathisiren, und so sehr es auch bedarf zu lieben, so zieht es sich doch lieber in sich selbst zurück, da wo es kein gleichgestimmtes findet. Es fiel Beulwitz noch nie ein, die Wärme meiner Liebe für irgend jemand übel zu nehmen. . . . Immer fester, geliebter Freund,

wollen wir uns verbinden und einander immer mehr werden in dieser Welt, wo man so oft getäuscht wird. O, mein Teurer, wenn uns die Vorsehung zusammen hätte leben lassen, wie glücklich würde uns das Einverständnis unsrer Seelen gemacht haben, da jetzt die Trennung als ein trübes Wölkchen darüber schwebt! Doch es ist so, also ist es gut, das wird mein Trost bleiben, mit dem Hinblick auf die ewige Liebe, die alles ordnete. Seelen, die sich lieben, ist alles gemein, ich freue mich und habe einen innigen Genuß an allem Guten und Schönen, was in Ihnen ist, so wie ich mich des geringen Maßes von Gutem freue, was ich in mir selbst finde. So unglaublich es Ihnen auch dünkt, so werden Sie doch sicher einmal fühlen, daß Sie noch von mir inniger lieben lernen können. Gänzlichliches Vertrauen und Ausschließen der Seele zum wenigsten, dazu kann Ihnen dieser Brief ein Beispiel sein. Adieu, mein Lieber! Wären Sie meiner herzlichsten Liebe nicht gewiß — o so wären Sie ein Angläubiger, den man seinem Schicksale überlassen müßte.“

Wenn heute eine junge Frau an einen Better, dem sie überdies nur in dem Grade von „Sie“ zu „Sie“ nahe steht, so schreiben wollte! Trotz aller ihrer Versicherungen von edelmütiger Offenheit, Reinheit des Herzens und Streben nach Tugend würde man sie der Koketterie, ja vielleicht des Leichtsinns beschuldigen. In der That scheint auch ihr junger Gatte bei aller Nachsicht seines geraden, ehrlichen Wesens von der Wärme ihrer Seelenfreundschaft nicht immer erbaut gewesen zu sein. Er war übler Laune, während Wolzogen in Rudolstadt zu Besuch war, seine Gefühle waren von den ihrigen im Punkte der Seelenfreundschaften verschieden. Ist es doch, als zeigten sich schon in diesen Briefen die ersten Spuren der Verstimmung, welche zuletzt zur Auflösung der Ehe führten!

Nach einem abermaligen, kurzen Besuche Wolzogens in Rudolstadt begrüßen sich die befreundeten Seelen in ihren Briefen mit dem traulichen „Du.“ „Lieber,“ schreibt sie im Februar 1788, „dein fester Glaube an die Unwandelbarkeit meiner Freundschaft thut meinem Herzen wohl, weil es fühlt, daß es ihn verdient. Sonderbar war unser Finden und das Entstehen und Wachsen unsrer Freundschaft — sie soll uns durch das Leben leiten, gewiß, denn auch ich glaube, daß ich dir immer wert bleiben werde. Ach, Vergessen ist ein dumpfes, leeres Wort! Wir beide können's nicht, ich gewiß nicht. Fremde Geschäfte, neue Gegenstände und Bekanntschaften können vielleicht mein Bild in deinem Herzen verschleiern, verlöschen nicht, die süße Hoffnung nährt meine Seele.“

Die Selbsttäuschung, welche mit diesen Seelenfreundschaften notwendig verknüpft war, zeigt sich unter anderm auch darin, daß unsre Brieffschreiberin unwillkürlich und unabsichtlich ihrem Verehrer zu erkennen giebt, wie er doch allein ihre wahre Liebe besitze. Sie spricht von alten Freunden (nicht Freundinnen), die einst ihr Vertrauen besaßen, jetzt aber aus irgend einem Grunde dasselbe

und ihre Liebe verloren hätten, sie schweigt von den innigen Beziehungen, in welchen sie zur Zeit mit andern Männern steht, so z. B. von dem intimen Verhältnisse zu Schiller im Sommer 1788, sie spricht ohne Wärme, fast gleichgültig von ihrem Manne; als sie aber hört, daß Wolzogen zu einer Heirat bewogen werden soll, schreibt sie hastig, unruhig: „Lieber Guter, wie sehn' ich mich, einmal mit dir zu sprechen! — ich möchte, daß du die Heirat, wenn du nicht überzeugt bist, sehr glücklich zu werden, in Zweifel ließe, bis wir uns gesehen haben.“ Kein Wunder, daß der Freund die unvorsichtige Teilnahme der jungen Frau mit schlechtverhüllten Liebeserklärungen beantwortet. „Ich sehe dich nicht wieder — schreibt er ihr im August 1788 aus Meiningen, als er nach dem Tode seiner Mutter von Karoline aufgefordert worden war, sich in Rudolstadt, im Umgange mit ihr, zu beruhigen —, ich darf es um meiner Ruhe willen nicht. Setzt bin ich verschlossen, gehärtet, ich besinne mich nicht recht, und so betäubt reise ich weg und stürze mich in das Gewühl der Neuheit, wo ich hoffe, daß es besser mit mir werden soll. Lebe wohl, Karoline, Freundin, innigste Freundin meines Herzens. Lebe wohl — mit unbegreiflicher Behmüt sage ich dir Lebewohl — du bist glücklich, denn dieses Lebewohl fühlst du nicht.*) Ich bin gestört in der Laune, in die ich mich versetzt hatte und die auch du billigest — jede Erinnerung, jeder Gedanke von entbehrtem, von verlornem Glück ist mir jetzt schrecklich, erschüttert mich, bringt mein Blut stärker in Wallung. Lebe wohl — Karoline —, o daß du mich hören könntest und aus dem Tone meiner Stimme schließen könntest, was ich dir sagen will.“

Nach der Rückkehr der Familie von Lengefeld aus der Schweiz hatte sich der Freundeskreis der Schwestern mehr und mehr erweitert. Knebel, Goethes Freund, kam oft nach Rudolstadt, umspann, wie er es Frauen gegenüber gern that, die liebenswürdigen Damen mit einer gewissen selbstverständlichen, onkelhaften Zärtlichkeit und soll sogar daran gedacht haben, Charlotten seine Hand anzubieten. Frau von Stein, welche vom nahen Kochberg aus freundschaftliche Verbindungen mit Rudolstadt unterhielt und der Familie Lengefeld insbesondre nahe stand, zog Lotzchen an sich, und diese blieb ihr in unwandelbarer Anhänglichkeit verbunden bis zum Tode. Karoline dagegen schloß einen innigen Herzensbund mit Karoline von Dachröden in Erfurt, der Braut Wilhelms von Humboldt. Besser konnte niemand zu ihr passen. Dieselbe schrankenlose Idealität der Gesinnung, dieselbe Gewandtheit des Ausdrucks, nur beides etwas freier, zufahrender und selbstbewußter als bei der jungen Frau von Beulwitz. Karoline von Dachröden wird als sehr liebenswürdig, edel und geistreich geschildert, und in der That hat sie sich später als die Gattin Humboldts in jeder Beziehung trefflich bewährt. Durch die staatsmännische Laufbahn ihres Gatten wurden

*) Es war Wolzogen bei seinem letzten Besuche in Rudolstadt vielleicht doch nicht entgangen, welchen Hochgenuß Karoline und ihre Schwester im Umgange mit Schiller fanden.

auch die Umrisse ihres äußern Lebens groß und weit. Mannichfaltige interessante Bekanntschaften, öfterer Ortswechsel erweiterten ihren geistigen Gesichtskreis, aber immer blieb sie die treue Gattin, die liebende Mutter. Besonders in ihren Briefen aus Rom zeigt sich die Selbständigkeit und Gediegenheit ihres Wesens deutlich, und dies ist umso mehr anzuerkennen, als ihr der vielbeschäftigte Gemahl in der Wahl des Umganges und des Aufenthaltes volle Freiheit ließ. Aber als Mädchen, Braut und junge Frau, in Erfurt und so lange sie in dem hochidealen Kreise von Weimar und Jena lebte, erscheint sie weniger lebenswürdig. Auch sie schwärmte für Seelenfreundschaften. „Mein Herz ist unbändig in seinen Wünschen — schreibt sie 1789 an Charlotte (Schillers Braut) — und unerfättlich in dem Genuß der Liebe und Freundschaft. Mit jenem könnte es die Ewigkeit ausfüllen und diesem möchte es ihre Dauer geben. Es hat mir viele Mühe gekostet, ehe ich es gelehrt habe, sich in den Gang des gemeinen Lebens zu fügen, das gewöhnlich so wenig giebt.“ In diesem Jahre bewarben sich zwei junge geist- und gemüthvolle Männer um ihre Hand, eben Wilhelm von Humboldt, der, nachdem er seine Studien in Göttingen vollendet und eine Reise in die Schweiz gemacht hatte, nach Weimar kam, und Karl von La Roche, der Sohn der berühmten Sophie La Roche. Im Dezember durfte Humboldt mit ihr von einer Verbindung für das Leben sprechen, aber La Roche blieb als ihr und ihres Verlobten getreuer Freund in ihrer Nähe, verlebte noch einige Wochen überschwänglicher Freundschaftsfeste mit dem Paare im Schillerschen Kreise und reiste erst in der zweiten Woche des Januar von Weimar ab. Charlotte von Lengefeld, damals schon Schillers Braut, war nicht immer ganz einverstanden mit Humboldt und seiner Braut. „Daß Humboldt und La Roche fort sind — schreibt sie von Rudolstadt aus an Schiller (6. Januar 1790) —, ist mir eigentlich recht. In der Länge thut es mit Karl nicht gut, und er leidet mehr, als er sich gestehen will. Ich habe einiges an Wilhelm bemerkt, was mir zuweilen weh gethan hat und mir aufgefallen ist. Er hat zuweilen einen Mangel an Feinheit im Betragen und im Ausdruck, den ich nicht liebe, selbst gegen Lina (Karoline) zuweilen, und ich wünsche, daß sie es nie so fühlen mag, es würde ihr weh thun.“ Und später (1801), indem sie sich tadelnd über einen Roman von Fr. Schlegels späterer Gattin (Dorothea Veit) ausspricht: „Man sieht das ungebundene Gemüth der Verfasserin, darin sie sich aus Freigeisterei über das Sittliche hinwegsetzt, wie ihre Freunde, die frühern und spätern, denn Bill (Wilhelm von Humboldt) und Li (Karoline von Dachröden) haben auch auf gewisse Art das Schickliche oft mit Füßen getreten und zum wenigsten in ihren Räsonnements es gewollt.“

Charlotte hat ganz recht, Karoline von Dachröden macht in dem Schillerschen Kreise einen weniger feinen Eindruck. Ihre scharfe Zunge und ihre freieren Ansichten haben einen leisen Anstrich von Frivolität, der auch durch ihre Treue in der Freundschaft, ihre Tugendsschwärmerei und ihre geistvollen

Betrachtungen hindurchschimmert. Ihre Seelenfreundschaften nahmen mitunter eine schlimme Wendung. So schreibt Schiller über sie (am 15. November 1789) an seine Braut: „Die fatale Geschichte mit M—l (wohl Meckel, ihr Arzt) und Karolinen (von Dachröden) verbrieft mich, aber sie überrascht mich nicht. Es wollte mir gleich anfangs, als ich davon hörte, nicht recht gefallen, dieses Verhältnis. Deine Bemerkung über Karolinen ist gewiß richtig. Man kann sich in ihr irren. Ohne euch, als ein bloßer fremder Bekannter, hätte ich vielleicht auch falsch von ihr geurteilt. Ihre unschuldigsten Empfindungen haben einen unvorsichtigen Ausdruck, und wie viel Gerechtigkeit und Bescheidenheit gehört für einen Mann dazu, nicht diejenige Auslegung zu machen, die seiner Eigenliebe schmeichelt? Ich ärgere mich über seine platte Indiskretion.“ Im Februar 1790 verlobte sich Humboldt mit ihr, nicht weil er sie leidenschaftlich liebte — darüber waren alle Frauen des Schillerschen Kreises einig —, sondern weil er mit ihr glücklich zu werden hoffte. Humboldt hatte auch, wie viele Männer der Genieperiode, die weiche, rücksichtsvolle Art, welche gern den Frauen volle Freiheit des Denkens, Thuns und Fühlens ließ. Mit der freieren Art, sich zu äußern, verbindet sich bei Karoline von Dachröden ein Hang, in Unterhaltung und Briefwechsel hinter Spitznamen und Zeichen Versteckens zu spielen. Die Mutter Lengefeld heißt *chère mère*, Karoline von Beulwitz die „Frau,“ deren Gatte: *ours*, der Vär, ihr eigener Bruder: das Bild; nur Schiller und Lotte gehen frei aus. Ein Quadrat bezeichnet die Mutter, ein Dreieck den Vater, zwei liegende Striche (=) Schiller, das Winkelzeichen La Roche, ein Bogen Beulwitz, I eine Heirat u. s. w.

Die lieblichste Erscheinung in diesem Kreise ist Charlotte von Lengefeld, seit dem 3. Mai 1789 Schillers Braut. Die feine, gerade Linie ihrer geistigen Entwicklung sticht wohlthuend ab gegen die verschlungenen Lebenszüge der andern. Wohl nimmt sie duldsamen Anteil an den Seelenfreundschaften ihrer Schwester und ihrer Freundinnen, aber sie selbst hat kein Organ dafür; heiter, unbefangen genießt sie ihr junges Leben, mit echt jungfräulicher Zurückhaltung steht sie den Regungen ihres Herzens gegenüber, dann trifft sie ihre Wahl, und ihre Liebe entfaltet sich wunderbar das ganze Leben hindurch, in dem bräutlichen Anschmiegen ihres ganzen Wesens an den Geliebten, in der unermüdlichen Sorge für den Gatten, der ihr Ein und Alles ist, in der Pflege der Kinder, in der Trauer der Witwe. In Bevey schon belebte sie die gewählte Gesellschaft, in der die Familie Lengefeld verkehrte, durch ihre Anmut. Ihre niedliche Figur, ihr freundliches Gesicht waren bezaubernd, und ihre spöttische Schmolliene galt für unerreichbar. 1787 machte ein schottischer Kapitän, Henry Heron, der sich eine Zeit lang in Weimar aufhielt und ihr mit leidenschaftlicher Verehrung zugethan war, Eindruck auf ihr Herz, aber da er an der Möglichkeit einer dauernden Verbindung mit ihr zweifelte, so reiste er tieftrauernd ab und ließ nichts wieder von sich hören. Als ein Jahr später Schiller sich ihr mehr und mehr näherte, war sie lange

schweigsam und schüchtern, sie wollte sich nicht einer neuen Täuschung aussetzen, aber die Liebe siegte, und ihr ganzes Wesen blühte wie mit einemmale auf. Der Trieb nach einer tieferen geistigen Bildung war in ihr so lebhaft wie bei ihrer Schwester, sie las philosophische und geschichtliche Werke, studirte eifrig Französisch und Englisch, zeichnete und — dichtete, aber nie trug sie ihr Wissen zur Schau, nur in dem gewählten Ausdrucke und der Reife ihres Urtheils that es sich kund. Von dem Streben ihrer Schwester nach schriftstellerischen Erfolgen ließ sie sich nicht anstecken. Sie hatte nicht viele Freundinnen, hielt aber mit steter Treue zu ihnen, bis der Tod das Band trennte. Frau von Stein und die in ihrer Schlichtheit und Geistesklarheit so herrliche Prinzessin Karoline von Weimar, die spätere Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin (gest. 1816), waren ihre Vertrauten. Man hat ihr nachgerechnet, daß sie etwas spitz in ihrem Urtheile über die Schwächen ihrer Mitmenschen gewesen sei. Besonders sind die Goetheforscher ungehalten darüber, daß sie der Frau von Stein nach ihrem Bruche mit Goethe in den gehässigen Bemerkungen über Christiane Vulpius sekundirte. Daran ist etwas Wahres. Eine gewisse coquetterie d'esprit wird ihr schon als Mädchen nachgerühmt, und auf einem Bilde aus jener Zeit ist etwas Rasches und Fertiges um die lieblichen Lippen nicht zu verkennen. Aber man darf nicht außer Acht lassen, daß sie in ihrem nächsten Kreise manche Veranlassung zum Spötteln fand, und was Goethe anlangt, so war sie bis zu ihrem Tode eine treue Verehrerin des „Meisters,“ wie sie ihn so gern nannte.

Dies die Hauptpersonen in dem Kreise, in dem die junge Frau von Beulwitz die ersten Jahre ihrer Ehe verlebte. Dazu kamen freilich noch die Anregungen, die sie durch ihre Studien erhielt. Wie alle Frauen der genialen Zeit, trieb sie eifrig Französisch und Englisch, zeichnete viel und las viel. Ihre Lektüre war tief, gehaltvoll und hatte gleichsam einen männlichen Charakter. Philosophie und Geschichte waren die Hauptgebiete, auf denen sie ihre geistige Nahrung suchte. Bald ist es Plutarch, bald Gibbon, bald Montesquieu, bald Kant, bald Euripides, wofür sie sich interessirt. In der „Kritik der reinen Vernunft“ war sie bewandert wie in der Geschichte der Goten. So bewundernswürdig aber diese Ausdauer im Studiren auch ist, so kann man doch nicht sagen, daß sie die schmachhaftesten Früchte getragen hätte. Was sich an philosophischen und geschichtlichen Reflexionen in ihrem „Literarischen Nachlasse“ findet, ist mehr Phrase als Gedanke. Schwester Lotchen nahm auch Theil an dieser männlichen Hausmannskost, aber sie kostete und nippte nur, und aus ihren gelegentlichen allgemeinen Betrachtungen ersieht man, daß es ihr besser bekommen ist.

Beide Schwestern feierten den Meridiandurchgang ihres Lebensgestirnes, als sie mit Schiller in nähere Verbindung traten.

„An einem trüben Novembertage im Jahre 1787 — erzählt Karoline — kamen zwei Reiter die Straße herunter; sie waren in Mäntel gehüllt; wir erkannten unsern Vetter Wolzogen, der scherzend das halbe Gesicht in dem

Mantel verberg; der andre Reiter war uns unbekannt und erregte unsre Neugier. Bald löste sich das Rätsel durch den Besuch des Veters, der um die Erlaubnis bat, seinen Reisegefährten Schiller am Abend bei uns einzuführen. Schillers Zukunft knüpfte sich an diesen Abend."

Schiller war damals in Weimar, er hatte Frau von Wolzogen in Bauerbach und die in Meiningen verheiratete Schwester besucht. Sein Freund Wilhelm von Wolzogen nahm ihn mit sich nach Rudolstadt.

Ende Januar oder Anfang Februar 1788 ging Charlotte nach Weimar, um sich unter der mütterlichen Leitung der Frau von Stein am Weimarer Hofe umzusehen, denn nach dem Wunsche der chère mère sollte sie ja Hofdame werden. Sie wohnte bei Frau von Imhoff, der Schwester der Frau von Stein, und blieb bis zum 6. April. Schiller sah sie oft, besuchte sie auch und fand Gefallen an ihrem Umgange. Bei ihrem Abschiede bereits wurde ausgemacht, daß er den Sommer auf irgend einem Dorfe nahe bei Rudolstadt zubringen solle. Die Schwestern besorgten für ihn eine Wohnung beim Kantor in Volkstädt. Mitte Mai zog er ein und blieb bis in den Herbst, dann mietete er sich eine Wohnung in der Stadt, weil die tägliche Wanderung von und nach Volkstädt bei der rauheren Witterung seiner Gesundheit nachtheilig war. Am 13. November kehrte er nach Weimar zurück.

In alter Zeit erfreute man sich an den Sagen, welche sich an die Helden des nächst vergangenen Geschlechtes knüpften; wir erfrischen uns an den idyllischen Einzelheiten in dem Leben unsrer größten Dichter und Gelehrten aus der klassischen Zeit. Eine der lieblichsten dieser Idyllen ist der Aufenthalt Schillers in Volkstädt während des Sommers 1788. In dem Lengefeldschen Familienkreise fand er die freundlichste Aufnahme. Am häufigsten verkehrte er in dem Hause des Herrn von Beulwitz, der ihn ohne Zweifel mit der Zuversicht eines gebildeten, mit den literarischen Ereignissen bekannten Mannes aufnahm, aber bald in den Schatten trat gegen seine Gemahlin, die den jungen, geistvollen Dichter immer mehr in Anspruch nahm und wiederum seine Aufmerksamkeit fesselte. Neben der jungen Frau fand Schiller in der Regel auch Charlotten, und zwischen den Dreien entspann sich bald ein geschwisterlich traulicher Verkehr. Der Dichter bedurfte teilnehmender Zuhörerinnen, und solche waren die Schwestern in vollstem Maße. Sobald die Tage sonniger und wärmer wurden, genügte als Schauplatz des beglückenden Gedankenaustausches Haus und Garten nicht mehr. An den schönen Sommerabenden machte man Spaziergänge im Saalthale, von Zeit zu Zeit wurden auch die Nachmittage zu Ausflügen nach den nahen Dörfern Kumbach oder Schaale benutzt. Herr von Beulwitz zog sich allmählich zurück und überließ die eng befreundeten ihrem Glück.

Bekannt ist Carolinens Schilderung der seligen Tage, und es läßt sich in der That der ganze Gehalt dieses freundschaftlichen Verkehrs nicht besser als

mit ihren Worten ausdrücken: „In unserm Hause begann für Schiller ein neues Leben, lange hatte er den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt: uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken, uns von Poesie, Kunst und philosophischen Ansichten das mitteilen, was uns frommen könnte; und dies Bestreben gab ihm selbst eine milde, harmonische Gemütsstimmung. Sein Gespräch floß über in heiterer Laune, sie erzeugte witzige Einfälle; und wenn oft störende Gestalten unsern kleinen Kreis beengten, so ließ ihre Entfernung uns das Vergnügen des reinen Zusammenklanges unter uns nur noch lebhafter empfinden. Wie wohl war es uns, wenn wir nach einer langweiligen Kaffeervisite unserm genialen Freunde unter den schönen Bäumen des Saalufers entgegengehen konnten! Ein Waldbach, der sich in die Saale ergießt und über den eine schmale Brücke führt, war das Ziel, wo wir ihn erwarteten. Wenn wir ihn im Schimmer der Abendröte auf uns zukommend erblickten, dann erschloß sich ein heiteres, ideales Leben unserm innern Sinne. Hoher Ernst und anmutige, geistreiche Leichtigkeit des offenen, reinen Gemütes waren in Schillers Umgang immer lebendig; man wandelte wie zwischen den unwandelbaren Sternen des Himmels und den Blumen der Erde in seinen Gesprächen. Wie wir uns beglückte Geister denken, von denen die Banden der Erde abfallen und die sich in einem reinen, leichteren Elemente der Freiheit eines vollkommeneren Einverständnisses erfreuen, so war uns zu Mute.“ Diese kurze Schilderung gehört zu dem Schönsten, was Karoline geschrieben hat, und sie war sechsundsiechzig Jahre alt, als sie das schrieb. Oft las Schiller vor, die Odyssee z. B. und die griechischen Tragiker in Übersetzungen. Freilich ward er auch oft durch Unwohlsein tagelang an sein Zimmer gefesselt, und vor den störenden Einflüssen der Bitterung mußte er sich sehr hüten; denn schon damals kündigte sich das Leiden an, dem er später zum Opfer fiel. Wie sehr auch er sich an den Umgang mit den Schwestern gewöhnte, geht aus seinen Briefen hervor: „Ich kann mir nicht einbilden — schreibt er nach seiner Rückkehr von Weimar aus —, daß alle diese schönen, seelenvollen Abende, die ich bei Ihnen genoß, dahin sein sollen; daß ich nicht mehr, wie diesen Sommer, meine Papiere weglege, Feierabend mache und nun hingehe, mit Ihnen mein Leben zu genießen.“

Karoline deutet an, daß „kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung den friedlichen Genuß der Gegenwart gestört habe.“ Sie selbst habe an einer Nervenkrankheit gelitten, die sie sich in der Schweiz durch kaltes Baden zugezogen hatte, habe nicht auf langes Leben gerechnet und sich in dieser Stimmung ganz den Thyrigen gewidmet, doch habe sie sich infolge des Verkehrs mit Schiller wieder mehr zum wahren Genuße des Lebens im Glücke einer neubeseelenden Freundschaft hingewendet. Daran war nicht zu zweifeln; die Seelenfreundschaft entfaltete sich zunächst auf der reinen Höhe des Gedankenaustausches und wurde von allen Beteiligten in dieser Weise empfunden.

Schiller selbst redet auch fortwährend von dem Seelenbunde: „Sie gehören zu meiner Seele“ — „Empfangen Sie meine ganze Seele“ — „Das erste, innige Zusammentreffen unsrer Seelen wird mir immer sehr wert bleiben.“ Der Anteil, den die Schwestern an der Unterhaltung nahmen, war ein verschiedener. Karoline sprach gern und viel, Charlotte hörte lieber schweigend zu. Schiller interessirte sich für beide in gleicher Weise, doch regte ihn die Lebhaftigkeit Karolinens mehr an.

Die Gefühle, die sich in diesem traulichen persönlichen Verkehre entwickelten, brachen nach der Trennung bald wie ein reißender Strom hervor. „Die liebliche Luft — schreibt Schiller im Januar 1789 — und der geöffnete Boden haben mir die Szenen des vorigen Sommers wieder lebhaft ins Gedächtnis gebracht, der gewöhnliche Weg von Volkstädt um die schöne Ecke herum, bei der Brücke, die Berge jenseit der Saale vom Abendrot so schön beleuchtet, Rudolstadt vor mir, und von weitem der grüne Pavillon, den mein Perspektiv just noch erreichte — alles stand wieder so lebendig vor mir. Ich glaubte mich auf dem Wege zu Ihnen, und in der That war ich's auch; denn seitdem ich von Rudolstadt zurück bin, ist der Weg nach Belvedere mein Lieblingsspaziergang. Aber ich habe Sie nicht gefunden — das war der große Unterschied.“ Er hatte beim Abschiede von Rudolstadt mit den Schwestern ausgemacht, daß er im nächsten Sommer wiederkommen wollte, aber seine Anstellung als Professor der Geschichte in Jena machte die Ausführung des Planes unmöglich. Mitte März reiste er nach Jena, um sich eine Wohnung zu mieten, und von hier aus machte er sofort einen Besuch in Rudolstadt. Einen Monat später schrieb er: „Warum trennte uns das Schicksal? Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von alledem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Endigung meines Tagewerkes mich immer zu Ihnen flüchten und in Ihrem Kreise den bessern Teil meines eignen Wesens aufschließen und genießen könnte!“ Am 11. Mai siedelte er nach Jena über. Im Juni besuchte er die Freundinnen auf ein paar Tage in Rudolstadt, bald darauf kamen sie auf einen Tag nach Jena. Das Verhältnis wurde immer inniger, denn auch die Schwestern wetteiferten mit einander, dem nach ihrem Umgange schwachtenden Dichter entgegenzukommen. So in ihren Briefen zeigt sich eine fast noch größere Wärme der Empfindung als in denen Schillers. Bald nachdem Schiller aus der Rudolstädter Sommerfrische nach Weimar zurückgekehrt war, schreibt Lotte: „Es ist doch sonderbar und oft unbegreiflich, wie sich Menschen finden. Wir kennen uns erst ein Jahr, und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las, aber nun ist es doch anders, denn jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne

Sie zu denken, und so wird's bleiben, nicht wahr? Leben Sie wohl, lieber Freund. Denken Sie meiner oft, und immer mit einer freundschaftlichen Empfindung, ich erwidere sie so gern." Und Karoline: „Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein teurer Freund! Dies ist der erste Gruß, der durch einen so weiten Weg zu Ihnen gelangt. Das Gefühl Ihrer Entfernung bleibt immer lebendig in mir, tausend Erinnerungen, tausend liebe Gewohnheiten wecken es. Ach, ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben, so frei und lebendig existierte mein Geist vor Ihnen! So wie Sie hat es noch niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren — bis zu Thränen hat es mich oft bewegt, mit welcher Zartheit Sie meine Seele in trüben Momenten gepflegt, getragen haben. Wie nötig ist es mir, in der Hoffnung zu leben, Erinnerung allein würde mein Herz zerreißen, aber so schöpfe ich aus ihr Ahnungen künftiger Glückseligkeit. O gutes Schicksal! Nur Sie in unsrer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.“

Schiller hatte sich gewöhnt, die beiden Schwestern als ein unzertrennliches Paar zu denken, darum galt auch seine Liebe von Anfang an beiden. So schrieb er am 11. Dezember 1788 an Lotten: „Ihre beiderseitige gute Harmonie ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie Sie sich selbst vereinigt haben. Möchten Sie oder möchte vielmehr das Schicksal Sie beide nie weit auseinander führen, wenn es möglich ist. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer eine, wenn nicht beide entbehren müßte.“ Ob er einen Vergleich zwischen beiden anstellt, ob sein Herz geschwankt hat, läßt sich aus den Briefen nicht erkennen.

Am 3. August 1789 besuchte er die Schwestern in Lauchstädt und verlobte sich im Stillen mit Charlotten. Karoline war die Vertraute der Liebenden und geschäftig, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. „Meine Schwester — erzählt sie — bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand. Die Zufriedenheit der guten Mutter, die uns heilig war, hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnötige Sorge zu ersparen, sollte noch alles für sie geheim bleiben, bis Schiller eines kleinen fixen Gehaltes gewiß würde, der seine Existenz in Jena sicherte; einen solchen konnten wir von dem Herzog von Weimar erwarten.“ Sie war auch bei der Erklärung der beiden behilflich. Schiller gesteht dies Lotten in dem ersten Briefe nach der Verlobung: „Ein wohlthätiger Engel war Karoline, die meinem furchtamen Geheimnis so schön entgegenkam.“ Und im Oktober 1789 schreibt er ihr: „Ohne Karoline hätte ich lange mit dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich dir mehr sein könnte als dein Freund. Soll ich es dir gestehen? Ich hielt dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, hätte dich gebunden, und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht mehr ganz zu verlöschen sein. Wenn mir dieser Gedanke nicht vorgeschwebt hätte, würde ich schneller in deiner Seele gelesen haben.“

Daß Karoline die letzten Zweifel Schillers verscheuchte und seine Bewerbung um Lottens Hand beschleunigte, war etwas Großes. Denn es ist ohne Zweifel, daß sie den jungen Dichter ebenso innig liebte wie ihre Schwester. Wohl urteilte Charlotte in späterer Zeit, nach einem Briefe zu schließen, den sie im Juli 1811 an die Erbgroßherzogin Karoline Luise von Mecklenburg-Schwerin schrieb, nicht immer günstig von den Herzensangelegenheiten ihrer Schwester. Sie sagt da: „Karoline liebt so oft und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt. Und eben, weil sie nicht liebte, sucht immer das Herz noch einmal die Sehnsucht zu stillen.“ Und gewiß, für jene spätere Zeit gilt dieses Urteil durchaus. Aber soweit Karoline der wahren Liebe fähig war — und jedes Menschenherz ist dieser Weihe fähig —, soweit gehörte ihr Herz dem großen Dichter, und zwar lebenslang. Man darf ohne Zögern behaupten, daß ihr Verhältnis zu dem angetrauten Gatten durch ihr Versenken in den Genius Schillers zersprengt wurde, und daß die endliche äußere Lösung dieses Verhältnisses nur eine Folge ihres geistigen Aufgehens in Schiller war. Es läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie ihre Ehe sich in dem Grade lockerte, als sich Schiller ihr näherte. Anfangs ist sie mit dem ritterlichen, feinen und edelmütigen Beulwitz ganz zufrieden, dann zieht dieser sich rücksichtsvoll in den Hintergrund zurück, ohne daß das eheliche Einverständnis darunter leidet, zuletzt wird er mürrisch, und sie kann ihn nicht mehr ausstehen. Sie hat sich später wieder verheiratet, sie hat noch manche andre Seelenfreundschaft groß gezogen, aber ihr innerstes Wesen blieb gebunden durch das Aufschauen zu dem Dichter. Immer war sie die Vertraute seiner Arbeiten, obgleich sie nur zeitweise in seiner Nähe war. Als der Herzog Karl August hört, daß Schiller ein Theaterstück „Die Pucelle d'Orleans“ geschrieben habe, und in Sorge war, daß es eine lächerliche Nachbildung des Voltaireschen Stückes sein möchte, wendet er sich in seiner Herzensangst an Karoline und bittet um Aufklärung; durch sie auch läßt er dem Dichter Vorschläge wegen der Aufführung machen, nachdem er über den Inhalt des Dramas beruhigt ist. Sie war es auch, die Schiller in seinen letzten Tagen mit treuer Pflege zur Seite stand, und der Schwerefranke duldete nur sie neben seiner Gattin um sich. Im Gespräche mit ihr über tragische Stoffe und über die Art, die höheren Kräfte des Menschen zu erregen, fand er noch in den letzten Stunden Erquickung. Als sie, um ihn nicht aufzuregen, nicht mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit antwortete, sank er traurig in sich zusammen. In wunderbarer Reinheit und Frische bewahrte Karoline das Andenken ihres großen Freundes, es begleitete sie durch ihre Irrungen, ihre Wanderungen und ihre Schicksale wie ein leuchtendes Gestirn, und in der tiefen Einsamkeit und Verlassenheit ihres Alters war es ihr Trost.

Als sie in Lauchstädt die Hand ihrer Schwester in die Schillers legte, that sie wirklich etwas Großes. Sie stand damals auf der Höhe ihres Lebens,

und eine bedeutende moralische Kraft muß ihr zur Verfügung gestanden haben, sonst hätte sie es nicht vollbracht, auch wenn sie den Nebengedanken hegte und pflegte, daß sie dem Schwager geistig so innig verbunden bleiben könne, als es ihr, der verheirateten Frau, dem jungen Manne gegenüber sittlich möglich gewesen war.

In diesem Nebengedanken lag freilich eine große Gefahr, und umso mehr, als auch Schiller das Verhältnis zu ihr von demselben Standpunkte aus betrachtete. Er wollte beide erwerben, die Schwägerin sollte ihm nicht bloß geistig, sondern auch räumlich nahe bleiben. Er schloß sie ein in seinen Brautstand und sein Bräutigamsentzücken. So schreibt er ihr am 25. August: „Dein Brief, teuerste, liebste Karoline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich dir sogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der deinigen mir bereitet liegt. O, was für himmlisch schöne Tage öffnen sich uns! In ihrer ganzen Fülle darf ich sie mir kaum denken, wenn mein Wesen nicht für die Wirklichkeit ganz unbrauchbar werden soll. Wir haben einander gefunden, wie wir für einander nur geschaffen gewesen sind. In mir lebt kein Wunsch, den meine Karoline und Lotte nicht unerschöpflich befriedigen könnten. Und wohl mir, Teuerstes meiner Seele, wenn ihr in mir findet, was euch glücklich machen kann. Wohl mir, Karoline, daß du die Quelle in mir aufsuchst und deine Forderungen, deine Erwartungen an mein Wesen und nicht an wandelbare Erscheinungen in mir richtest. O wie sehnlich wünsche ich, daß ihr mich ganz durchschauen möchtet, alle meine Schwächen gesehen hättet, alle, und dennoch mich gewählt. So lange ich fürchten muß, daß euch Mängel in mir überraschen können, worauf ihr nicht vorbereitet wart, so lange seid ihr nicht mein auf ewig. Eure Herzen habe ich durchschaut, und meine Empfindung für euch ist keinem Wechsel mehr unterworfen. Bereite dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden, als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben, deine schöne Seele will ich auffassen, deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern, aber ein Mißton in den meinigen muß dich weder betrüben noch befremden. Du glaubst an meine Seele, und auf diesen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln wirst du da immer finden, was du in mir liebtest, meine Liebe wirst du in mir lieben.“ Schillers Briefe sind meist an beide gerichtet, und der Jubel seines liebeseligen Herzens hat denselben Ausdruck für beide: „So gern möchte ich euch sagen, wie viel Freude eure Briefe mir gegeben haben, und gleich jetzt zu euch fliegen und euch an mein Herz drücken bis in Ewigkeit. O, ihr seid Engel, Engel für mich! denn was bekümmert mich jetzt noch im Himmel und auf Erden!“ Ein andermal (im Oktober 1789): „Was macht Karoline? Was macht meine Karoline? Ist meine Lotte wieder gesund? Morgen kommen eure Briefe, der liebe Tag meiner Hoffnung! Lebt wohl, meine Liebsten, Teuersten. Lebt wohl! Es ist Mitter-

nacht. Ihr werdet ruhig schlafen, indes meine Seele um euch schwebt. Lebt wohl!" In immer neuen Wendungen, mit der ganzen Blut dichterischer Begeisterung preist er die Schönheit ihrer Seele, die Reinheit ihres Wesens. „Den schönsten Strahl der Sonne — ruft er Karolinen zu (5. November 1789) — möchte ich nehmen vom Licht der Sonne, wie Iphigenie, und ihn vor dich niederlegen.“ Alles Ernstes dachte er daran, daß sie mit Lotten zugleich in sein Haus einziehen und bei ihm oder doch in seiner nächsten Nähe wohnen solle. „Ach, was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen, wenn wir zusammen wohnen werden, teure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der Schöpfung zubringen und eure Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird.“ Karoline ging mit ganzer Seele auf diesen Wechselgesang der Liebe ein. Freilich sind die Briefe, welche sie an Schiller nach dessen Verlobung mit Lotten schrieb, zum größten Teile verloren gegangen oder vernichtet worden,*) aber Schillers Entzücken über ihre Briefe zeigt uns deutlich genug, daß sie in demselben Tone mit ihm redete. „Auch meinem Leben giebt die nahe, sichere Aussicht des Zusammenseins einen Reiz, den ich nicht aussprechen kann,“ schreibt sie noch kurz vor der Hochzeit an Schiller. „Unser Plan hat keine Schwierigkeiten, Körners Einstimmen freut mich auch, dem ruhigen Blicke der Freundschaft können wir vertrauen.“

Wo blieb der Gatte? Wo blieb Herr von Beulwitz? In dem Gluthauche des Genius, den sie einjog, verfohlten die Banden ihrer Ehe wie Zunder, und Schiller selbst war verwegen genug, sie über die Aschenreste zu sich herüberzuziehen. „Nur dein Schicksal, meine Karoline — klagt er noch am 15. November 1789 — ist es, was mir Unruhe macht; ich kann dieses trübe Verhältnis noch nicht erklären, und es wird noch verwirrter, wenn ich an meine Lage denke. Bleibe ich in Jena, so will ich mich gern ein Jahr und etwas darüber mit der Notwendigkeit ausöhnen, daß du mit Beulwitz allein lebst. Von diesem Jahre kannst du die Hälfte bei uns zubringen, und die kleinen Zwischenräume der Trennung machen es erträglicher.“

(Schluß folgt.)



An unsre Leser und Freunde.

Der Verleger dieser Blätter versendet gegenwärtig das nachstehende Rundschreiben an weitere Kreise:

Euer Hochwohlgeboren bitte ich um die Erlaubnis, mich im Interesse der von mir verlegten und herausgegebenen Grenzboten mit einem Anliegen an Sie zu wenden.

*) Nach Karolinen's Bestimmung wurden nach ihrem Tode mehrere Pakete Briefe unerschlossen und ungelesen verbrannt.